

können. Die hier praktizierte Lösung erschwert einerseits dem Leser unnötig die Arbeit, andererseits besteht die Gefahr, dass die Anmerkungen nicht gelesen werden, und doch bringt der Verf. wichtige Anschauungen und Argumente wiederholt gerade in ihnen unter.

Zusammenfassend sei festgestellt, dass die Arbeit von Katz eine Errungenschaft der Uralistik bedeutet; durch ihr Erscheinen und die darin vorhandenen theoretischen und praktischen Resultate wird ein doppeltes Ziel erreicht. Zum einen erfolgt eine Annäherung der Uralistik an die neueren Methoden der Sprachwissenschaft, zum andern wird die Erforschung der Sprachbünde (im weiteren Sinne der Typologie) vom uralistischen Standpunkt aus vorangetrieben. Die derzeitige Uralistik hat beides nötig.

Von besonderem Wert ist die vorliegende Arbeit durch ihren theoretischen Anspruch, auch dann, wenn wir mit den Anschauungen des Verf.s nicht immer übereinstimmen können, oder seine eigene Praxis manchmal seinen theoretischen Annahmen widerspricht. In unserer Wissenschaft bleibt die theoretische Arbeit immer irgendwie hinter der praktischen zurück. Die praktische Sammeltätigkeit, das Schreiben von Wörterbüchern und Grammatiken schätze ich natürlich höher ein als das Fabrizieren von leeren Theorien (wie es in unseren Tagen Mode ist), doch ist ganz klar, dass die Vertreter einer so traditionsreichen Wissenschaft wie der Uralistik auch Zugang haben müssen zur theoretischen Weiterentwicklung der Sprachwissenschaft. Auch in dieser Richtung hat Katz in seiner Arbeit Schritte unternommen, und dieses Streben kann nicht genügend gewürdigt werden.

SÁNDOR CSÚCS

Zur Syntax der Infinitivformen in den finnisch-ugrischen Sprachen

RAIJA BARTENS, *Mordvan, tšeremissin ja votjakin konjugaaion infiniittisten muotojen syntaksi* (Die Syntax der infiniten Formen der Konjugation im Mordwinischen, Tšeremissischen und Wotjakischen). MSFOu 170. Helsinki 1979. 251 S.

Die Erforschung der Syntax der finnisch-ugrischen Sprachen hat in der letzten Zeit stark zugenommen. Im Osten wie im Westen sind Monographien über zahlreiche syntaktische Probleme der einzelnen Sprachen erschienen. Ausserdem ist in den Gesamtdarstellungen, die in den letzten Jahrzehnten in der Sowjetunion publiziert wurden

und die auch die jungen Kultursprachen betreffen, die Syntax ebenfalls enthalten.

Breit angelegte vergleichende syntaktische Untersuchungen gibt es dagegen immer noch relativ wenig. Raija Bartens gehört zu den Forschern, die diesen Tatbestand ändern wollen. In ihrer neuesten Untersuchung beschäftigt sie sich mit einem ganz zentralen Problemkreis unserer Sprachgemeinschaft, mit der Verwendung der infiniten Formen nämlich: nach derselben Methode behandelt sie nebeneinander die Syntax der infiniten Formen im Mordwinischen, Tscheremissischen und Wotjakischen.

Frau Bartens hat sich eine sehr anspruchsvolle Forschungsaufgabe gestellt. Bereits die Unterscheidung der infiniten Formen von verbalen Ableitungen ist eine heikle Frage. Doch verlangt auch die Unterscheidung und Gruppierung der einzelnen Verwendungsweisen ein grösseres Geschick als viele andere syntaktische Forschungsobjekte. Die sachgemässe Behandlung und Lösung der Probleme setzt die vollständige Beherrschung der diesbezüglichen Sprachen und ein vielseitiges Material voraus. So war auch für sie aus keiner Sprache genügend Material in vorhandenen Untersuchungen da, sondern sie musste sehr viel mehr Material aus der Literatur, auch aus den schriftsprachlichen Texten einer jeden Sprache sammeln.

Die Erforschung der infiniten Formen ist eines der zentralen Anwendungsgebiete der Transformationstheorie, die sich in den letzten Jahrzehnten grosser Beliebtheit erfreut hat. Frau Bartens hat die Transformationstheorie in ihrer Arbeit nicht verwendet. Ihre Untersuchung dient der grundlegenden Aufnahme der Dinge, so dass diese Entscheidung sicher richtig ist: die Forscherin ist dadurch durch keine Beschreibungsweise gebunden und kann die Probleme verschiedenen Typs frei behandeln. Frau Bartens operiert zunächst mit den Begriffen der traditionellen Syntax; zusätzlich zur Oberflächenstruktur berücksichtigt sie jedoch genau u.a. die Agens- und Patiensverhältnisse sowie die verschiedenen Grade des Zusammenhangs der infiniten Formen mit dem Kontext. Ausserdem berücksichtigt sie häufig sog. aspektuelle Umstände in geschickter Weise.

Bei der Abgrenzung der Gruppen der infiniten Formen verwendet Frau Bartens die folgenden Kriterien, die u.a. auch Mikko Korhonen in seinen lappischen Untersuchungen benutzt: 1. die infiniten Formen gehören zum verbalen Paradigma, 2. sie können von jedem Verb gebildet werden, 3. sie haben eine bestimmte semantische Beziehung zum Verbstamm und 4. die gesamte als infinit anzusehende Formgruppe erhält generell verbale Bestimmungen, d.h. Objekt und Adverbiale.

Mit Hilfe dieser Kriterien bildet Frau Bartens in den von ihr untersuchten Sprachen die Gruppe a. der Infinitive, b. der Partizi-

prien und c. der Gerundien. Sie muss dabei allerdings feststellen, dass von diesen Gruppen bestimmte Formen nicht erfasst werden, bei deren Auslegung nämlich die Verwendung der genannten Kriterien zu erheblichen Unvereinbarkeiten führt. So arbeitet sie gemäss der Syntax der türkischen Sprachen ausserdem mit der Kategorie d. der infiniten Nomina actionis und — problematisch — e. der infiniten Nomina agentis.

Trotz ihrer zahlreichen infiniten Formgruppen ist Frau Bartens geneigt, einige in den Schriftsprachen als infinit betrachtetete Formgruppen für Ableitungen zu halten, z.B. die auf *-dāme* ausgehenden Formen im Tscheremissischen, die i.a. als sog. negative Partizipien angeführt werden. In vielen Fällen, u.a. bei der Behandlung der Partizipien, will Raija Bartens ausserdem die lexikalisierten Belege von den infiniten trennen.

Bei der Skizzierung der einzelsprachlichen Systeme der infiniten Formen zeigt Raija Bartens immer wieder, dass sie einen sehr genauen Blick für strukturelle Kriterien hat; in ihren Analysen vermag sie diese Kriterien auch äusserst geschickt zu verwenden. Oft kann sie nachweisen, dass sich z.B. bei der Gerundiumbildung das infinite Merkmal und die Kasusendung zu einer untrennbaren Einheit zusammengefunden haben. Und speziell im Mordwinischen bietet sich zur Unterscheidung der Infinitive von den Gerundien ein ausgezeichnetes Kriterium an: das an den Infinitiv tretende Possessivsuffix drückt das Objekt des Infinitivs aus, während das an das Gerundium tretende Possessivsuffix wiederum auf das Agens hinweist.

Am interessantesten in der Untersuchung ist vielleicht der Teil über das Mordwinische; die Klärung der Beziehungen zwischen dem *mo*-Infinitiv und dem vielseitigeren *ms*-Infinitiv ist dabei besonders wichtig. Die Untersuchung der Verwendung der objektiven Konjugation liefert nach Bartens den Schlüssel für das Verständnis der Verwendung der infiniten Formen. Der *mo*-Infinitiv bildet der Verf. in zufolge sowohl die sog. subjektive (Subj. des Hauptverbs = Agens des Infinitivs) als auch die sog. objektive Konstruktion (Obj. des Hauptverbs = Agens des Infinitivs). Dagegen begegnet der *ms*-Infinitiv u.a. in Sätzen, wo zwar das Subjekt des Hauptverbs und das Agens des Infinitivs identisch sind, wo aber auch das Objekt des — oft in der objektiven Konjugation flektierten — Hauptverbs dem Patiens des Infinitivs entspricht, z.B. *Tarus šavoms jorasi* 'T. will ihn töten'. Bartens setzt sich mit der Frage auseinander, ob der Infinitiv in diesen Strukturen als Komplementärbestimmung des Prädikats anzusehen ist. (Z.B. S. 37.)

S. 32 wird der Satz *Ilonka řešize lezdams mir'denstėn* 'I. beschloss ihrem Mann zu helfen' ohne Kommentar in der Reihe von Sätzen vorangehenden Typs angeführt. Mit dem Verb 'helfen' steht hier

jedoch der Dativ; die in der objektiven Konjugation stehende Form des Hauptverbs kann somit nicht auf das Patiens des Infinitivs hinweisen. Es wäre aufschlussreich zu untersuchen, ob ein Verb, das auch 'beschliessen' bedeutet, im Mordwinischen z.B. die objektive Konjugationsendung der 1. oder 2. Pers. erhalten könnte. Ein solches Verb gehört ja zu denen, die semantisch gesehen nur ein sog. Nomen zweiten Grades als Objekt erhalten können (*jemand beschliesst eine Sache*) und kein konkretes Nomen (**jemand beschliesst eine Kuh*).

Es ist ganz klar, dass manche Formen nicht nur eine einzige sichere Auslegung erfahren können. Die mordw. *z*-Form z.B. kann mitunter vieldeutig sein: *očko langš ozaž* könnte nach Bartens entweder als Apposition verstanden werden 'auf dem Kübel sitzend' oder als Gerundium 'sich auf den Kübel setzend oder gesetzt habend'. Da die *z*-Formen eine deutlich doppelte Verwendung haben, eine partizipielle wie gerundive, ist auch die Deutung als Apposition gut möglich. Dagegen erhebt sich die Frage, ob es vom Standpunkt der Formsysteme des Tscheremissischen und Wotjakischen zweckmässig ist, einige Belege des tscher. *an*-Gerundiums und des wotj. *sa*-Gerundiums als Apposition auszulegen, da diese Formen ja eigentlich gar keine partizipielle Verwendung haben. Wie die Verf.in im Zusammenhang mit dem Wotjakischen auch feststellt (S. 220—221), beruht die Appositionsdeutung in erster Linie nur auf der relativ lockeren semantischen Adhäsion von Hauptverb und Infinitiv. Aufs Finnische angewendet könnte eine solche Interpretation u.a. bedeuten, dass man z.B. den folgenden Infinitiv als Apposition aufzufassen hätte: *Mies palasi kotiinsa iloiten* 'Der Mann kam voller Freude (sich freuend) nach Hause'.

Bartens hat auch Belege für die Verwendung des tscher. *an*- und *de*-Gerundiums wie auch des wotj. *tek*-Gerundiums als Subjekt. In den angeführten Beispielen muss jedoch die Auslegung des *an*-Gerundiums als Subjekt in Frage gestellt werden. Die beiden erwähnten Belege vertreten den Typ: *aidemlan küce taye ok li lin kuðäš kaiðe?* In dem Satz ist jedoch m.E. *lin* das finite Prädikat 'es ist geworden' und *ok li* 'es ist unmöglich oder man kann nicht' steht als Prädikat (oder Prädikativum) in dem in den Hauptsatz eingebetteten Satz. Der Satz in seiner Gesamtheit hiesse somit entweder 'wie ist es so gekommen, dass es für den Menschen unmöglich ist, nicht zu sterben' oder 'wie ist es für den Menschen so gekommen, dass er nicht umhin kann zu sterben'. In diesem Zusammenhang ist auch zu vermerken, dass die Verneinungsform *ok lij* dialektweise in dem Masse nominalisiert ist, dass man u.a. eine Postposition damit verbinden kann (s. z.B. die Belege bei Zs. Velenyák in *Congressus Tertius Internationalis Fenno-ugristarum*, S. 523).

Das Verb *lijam* als modales Prädikat verhält sich auch sonst im

Tscheremissischen recht unbeständig. In der negierten Form *ok lij*, wo es die Bedeutung hat 'man darf nicht, es ist nicht erlaubt', erhält der damit verbundene Infinitiv in den Texten immer wieder ein Dativagens, dagegen scheint es in mehreren Werken keinen einzigen solchen Kontext zu geben, wo auch das Agens des Infinitivs bei der positiven Form *ljes̄* 'kann, ist möglich' mit dem Dativ ausgedrückt wäre. Die bei Bartens S. 97 angeführten *lijam*-Belege könnten somit zweierlei Typen enthalten. (Auch Alhoniemi, FUF XXXVIII, — von Bartens als Quelle benutzt — hat die positiven und negativen Sätze nicht voneinander getrennt.)

Vor allem im Tscheremissischen, der mir selbst am bekanntesten Sprache, habe ich in der vorliegenden Arbeit einige Lapsus und interpretatorische Fehler bemerkt. S. 109 wird für die attributive Verwendung des Partizipiums *-šaš* das Beispiel *me mijen šušaš kodām* 'bei unserer Ankunft' angegeben; hier ist das Partizip jedoch mit einer Postposition verbunden und das Beispiel würde wohl auf S. 117 gehören. S. 115 ist die Form *popašet* als *šaš*-Form angeführt; natürlich liegt hier ein *aš*-Infinitiv vor. S. 126 wundert sich die Verf.in über die Konnexion *šongem kolāmākem*; sie meint, die Postposition gehöre nur zum letzteren der nebengeordneten Glieder. Hier ist das *šongem* jedoch überhaupt kein *me*-Verbalsubstantiv, sondern ein endungsloses *ān*-Gerundium vom Verb *šongemam* 'alt werden' (näher dazu S. 95). S. 134 steht ein Beispiel für ein Dativagens beim *mašes̄*-Gerundium. Das längere Zitat zeigt jedoch, dass der Dativ völlig zu einem anderen Verb gehört: *tojaš mišāšamāclan tolmašes̄āšt šoldat kolšālan rualmā cāβām* 'für die zur Beerdigung Gegangenen wird, wenn sie zurückkommen, ein für den Toten getötetes Huhn gekocht'. S. 135 wird für die passive Verwendung des *še*-Partizips das folgende Beispiel gegeben: *piše jeŋān āštāšām pi ok koc̄* 'nicht einmal ein Hund frisst, was ein eiliger Mensch zubereitet hat'. (Ebenso in der von Bartens verwendeten Quelle Kangasmaa-Minn, MSFOu 139.) Das in diesem Satz begegnende Objekt ist jedoch u.a. den Wörterbüchern zufolge ein reines Substantiv, *āštāš* 'Produkt', und nicht das Partizip *āštāše* 'tuend'. S. 149 wird das Gerundium *suitlaltān* irrtümlich als transitiv bezeichnet. U.a. S. 129 wird erwähnt, dass der *meš(ke)*-Typus in formaler Hinsicht nicht von der Flexionsform des Substantivs abweicht. Dennoch müsste in dem von der *me*-Infinitivform gebildeten Illativ vor dem *š* ein reduzierter Vokal stehen, nur in der auf *-meš* ausgehenden Form ist ein volles *e* erwartungsgemäss, wenn diese Form eine Lativform ist.

Auch die Infinitivinterpretation einiger mordwinischer Belege hat mich weiter beschäftigt; um meine Zweifel zu spezifizieren, brauchte ich jedoch weitere Beispiele. Ferner scheinen einige seltene Verwendungsweisen der infinitivischen Formen zu fehlen. Z.B. scheint neben dem ablativischen *mado*-Infinitiv als Ergänzungsb-

stimmung des Verbums 'sehen' im Mordwinischen auch das *msto*-Gerundium aufzutreten, z.B. *kī ŋeize a oznomsto* 'wer sah, dass er nicht betete' (MSFOu 77, 119); diese Konstruktion ist auch zumindest in der Ersa-Schriftsprache bekannt. An einer Stelle ist der *mo*-Infinitiv durch einen Schreibfehler zum *ms*-Infinitiv geworden, die Form *čatmoñeme* zu *čatmoñems* (S. 30).

Mit Ausnahme einiger Einzelfälle wie der genannten sind die infinitivischen Formen in der Arbeit nicht nur richtig interpretiert, — ihre Auslegung zeugt auch von einem besonderen syntaktischen Gefühl. Auch die schriftsprachlichen Zitate, die aus dem Original übersetzt sind, sind sowohl semantisch als auch syntaktisch souverän ins Finnische übertragen; mehrere ungenaue Übersetzungen dürften auch für die einzelnen Wörter kaum nachweisbar sein.

Die Zitate der durch phonetische Zeichen belasteten Dialekttexte sind von der Verf.in fast phonematisch vereinfacht worden. Im allgemeinen ist diese Vereinfachung gut gelungen. Allerdings gibt es Einzelfälle, wo das Endergebnis nicht befriedigt. Z.B. müsste die in den tscher. Dialekttexten auftretende *Media-d* stets durch *t* ersetzt werden; das geschieht z.B. im Wort *popašet* (S. 115). Die Verwendung von *d* als Entsprechung führt meist zu einer unbefriedigenden Lösung, z.B. in den Formen *täläd*, *päläšed* (S. 104).

Die Transliteration der schriftsprachlichen Texte aus den fünf Sprachen ist häufig schwieriger als die Phonematisierung der Dialekttexte; über diese Problematik habe ich auch beim Lesen des vorliegenden Buches nachdenken müssen. Es ist bekannt, dass in den Schriftsprachen z.B. bei weitem nicht alle morphophonematischen Wechsel zum Ausdruck gebracht werden. Ausserdem fehlen z.B. in der mokschamordwinischen Schriftsprache gänzlich die eigenen Zeichen für die Phoneme /ä/ und /ə/. Der reduzierte Vokal der ersten Silbe wird gar nicht bezeichnet; andererseits vertreten die inlautenden Buchstaben *o* und *e* der nichtersten Silben im genuinen Wortschatz so ziemlich regelmässig den reduzierten Vokal. In der westtscheremissischen Schriftsprache wiederum werden die Buchstaben *ä* und *ëi* ausschliesslich in der ersten Silbe verwendet; mit Ausnahme einiger Sonderfälle sind die Vordervokale /ä/ und /ə/ in diesem Vokalharmonie-Dialekt alle durch *a-* und *ëi-*Buchstaben in den Silben nach einem Vordervokal vertreten.

Die schriftsprachlichen Texte könnten natürlich so transliteriert werden, dass einem bestimmten Buchstaben im Original nur ein und dasselbe Buchstabenzeichen in der Transliteration entspräche. Das Ergebnis würde jedoch in einigen Fällen sehr befremdlich anmuten. Normalerweise haben sich die Forscher auch nicht einer solchen mechanischen Methode bedient, sondern sie haben bei der Transliteration die Texte wenigstens irgendwie phonematisiert, die einzelnen Forscher jedoch nach unterschiedlichen Prinzipien. Für unsere Forschung der nächsten Zeit würde denn auch m.E. eine der

Aufgaben darin bestehen, gewisse allgemeine Grundsätze für die Transliteration der einzelnen Schriftsprachen aufzustellen; in den Anleitungen müsste offensichtlich wenigstens in gewissem Umfang auch auf die Morphophonemik eingegangen werden.

Im Tscheremissischen z.B. begegnet in vielen Stämmen der morphophonematische Wechsel $\delta : t$; die Regel für den Wechsel ist einfach: im Stamm begegnet δ intervokalisch, ansonsten steht t , also auch, wenn ein stimmhafter Konsonant folgt, z.B. *ludam* 'ich lese', *lut* 'lies!', *lut-mo* 'das Lesen', *lut-təmo* 'ungelesen'. In den Schriftsprachen wird dieser Wechsel in den Stämmen und auch in einem Teil der unselbständigen Phoneme nicht bezeichnet; in allen Stellungen wird das Zeichen δ verwendet. Bartens benutzt als Entsprechung für ein solches δ drei verschiedene Zeichen, nämlich δ , d und t ; auf diese Weise entsteht z.B. die befremdliche Form *luddəmo* (S. 106).

Die wesentliche Leistung von Raija Bartens liegt im Bereich der synchronen Strukturdeutungen. Doch begnügt sie sich nicht nur damit, sondern vergleicht die von ihr untersuchten Sprachen durchgehend u.a. mit den Turksprachen, mitunter auch mit dem Russischen. So zeichnet sich denn auch ein sehr klares Bild des starken Einflusses u.a. der Turksprachen auf die Syntax der infiniten Formen im Tscheremissischen und Wotjakischen ab.

Die Abhandlung enthält aber auch einige in den Bereich der Morphologie gehörende diachronische Untersuchungen. So bringt Bartens u.a. eine neue Auslegung für die Entstehung des *mo-* bzw. sog. nominativischen Infinitivs im Mordwinischen. Wie auch einige frühere Forscher tritt Bartens für die lativische Herkunft dieses Infinitivs ein. Sie verweist auf einige lativische Partikeln, deren possessivsuffixierte Formen keine Spur eines lativischen Elements aufweisen: die Form *udalon* z.B. kann ebenso gut lativisch 'hinter mich' bedeuten wie lokativisch 'hinter mir', in den possessivsuffixlosen Formen besteht jedoch ein deutlicher Unterschied, 'nach hinten' lautet *udalov*, aber 'hinten' *udalo*. Bartens hält es für möglich, dass auch in den possessivsuffixierten Infinitiven das dieselbe Lativität andeutende Element spurlos verschwunden sei, d.h., die Form **palamon* 'mich zu küssen' wäre die suffixierte Entsprechung der ursprünglich lativischen Form **palamov*. Später hätte sich dann durch den Einfluss der possessivsuffixierten Formen auch in der absoluten Flexion die Form durchgesetzt, in der der Lativcharakter nicht zum Ausdruck kommt, d.h. der heutige Typus *palamo*.

Arbeiten wie die Untersuchung von Raija Bartens, wo die Resultate von Spezialforschungen konsequent in grössere Zusammenhänge gestellt und gleichzeitig weiterentwickelt werden, hat man vor allem im Bereich der finnisch-ugrischen Syntax vermisst. Sie verlangen zweifellos viel Arbeit vom Forscher und setzen häufig auch besonderen Mut voraus, u.a. deshalb, weil in

vielen Punkten die notwendigen Grunduntersuchungen fehlen. Die Synthese aber, wenn sie so ausgezeichnet gelingt wie hier bei Raija Bartens, erfüllt eine doppelte Aufgabe: sie legt in komprimierter Form das derzeitige Wissen vor, regt aber gleichzeitig, indem sie auf die Lücken in unserem Wissen hindeutet, ergänzende und weiterführende Studien an.

ALHO ALHONIEMI

Progress in Samoyedology

Review of recent publications

The 1970s saw an unprecedented intensification in and expansion of Samoyed studies. In addition to the traditional samoyedological centers of Helsinki, Leningrad, and Budapest (Szeged), several new ones have been formed, such as Tomsk, Novosibirsk, Moscow, Tartu, Munich, and Vienna. Samoyedology has finally emerged as an independent discipline, and the new results achieved in the synchronic and diachronic analysis of the Samoyed languages make it possible, for the first time, to approach realistically the final goal of Uralistics, the reconstruction of the Uralic proto-language. At the same time, considerable progress has been made, especially by Soviet scholars, in research on the ethnic history, ethnology and sociology of the Samoyed peoples. The Samoyeds are now considered not only in the context of the Uralic linguistic family, but as part of the Circumpolar and Siberian cultural complexes.

Synchronic material on the Samoyed languages has recently been augmented by several significant publications. To start with the most important Samoyed language of the present day, Tundra Nenets, most recent work has, naturally, centered on the standard literary language. The most complete source of grammatical information on modern Standard Nenets is provided by a textbook actually intended for the use of pedagogical institutes:

З.Н. КУПРИЯНОВА & М.Я. БАРМИЧ & Л.В. ХОМИЧ, Ненецкий язык. Пособие для педагогических училищ. Издание 3-е, переработанное. Просвещение, Ленинградское отделение. Ленинград, 1977. 312 p.

This is the revised version of a work originally published by Z.N. Kuprijanova, L.V. Xomič and A.M. Ščerbakova in 1957 (second edition 1961). With M. Ja. Barmič, a native Tundra Nenets linguist and pedagogue, as a new contributor, the resulting book is now a most useful reference work with ample material on the morphology and syntax of Standard Tundra Nenets.